

Podiums-Diskussion ‚Fußball und Geschlecht‘

Julia Littmann: Ich heiße Julia Littmann, bin Redakteurin bei der *Badischen Zeitung* [lokale Zeitung in Freiburg und Umgebung, Abkürzung *BZ*] und werde die Podiumsdiskussion moderieren. Zu Beginn soll sich bitte jede von Ihnen kurz vorstellen und berichten, was ihre persönliche Verbindung zum Fußball ist. Meine Erfahrung mit Fußball besteht darin, dass ich Linksaußen in meiner Schulmannschaft in Godesberg gespielt habe und leidenschaftlich gerne Fußball schaue. Ich gehöre zu denen, die es sehr bedauerlich finden, wie die Frauen des Sportclubs Freiburg seit vielen Jahren ein Schattendasein führen: sowohl in den Medien als auch im Verein selbst.

Claudia Kugelman: Mein Name ist Claudia Kugelman, ich bin Professorin für Sportpädagogik und -didaktik an der Universität Erlangen-Nürnberg. Außer Frauenforschung, Schulsportforschung und Sportdidaktik des Sportunterrichts, habe ich mich vor allem mit der Didaktik der Sportspiele befasst und bin selbst Basketballerin gewesen. Die Verbindung zum Fußball ergibt sich durch die Gemeinsamkeiten der beiden Sportspiele, die strukturell sehr ähnlich sind: Wettkampfgedanke, zwei Ziele, zwei Teams, gegeneinander und miteinander usw. Außerdem habe ich vor ungefähr fünf oder sechs Jahren einen Riecher für das Feld Frauenfußball gehabt, das bis dahin noch nicht erforscht war und habe bereits zwei Forschungsprojekte an Land gezogen.

Mein Highlight der Fußballerfahrung war vor dreieinhalb Jahren. Ich durfte mit der weiblichen Auswahlmannschaft meiner Universität einen Gastaufenthalt in Chicago begleiten. Dabei habe ich sie nicht nur begleitet, ich durfte auch selbst Fußball spielen. Durch diverse Verletzungen war die Mannschaft so dezimiert, dass sie sogar eine ‚alte Frau‘ mit Basketballerfahrung brauchen konnten. Man muss dazu sagen, dass es schwierig war, die Spielweise, die ich vom Basketball einverleibt hatte, im Fußballspiel umzusetzen. Es sind beispielsweise zwei unterschiedliche Arten sich in der Verteidigung zu bewegen. Im Basketball geht man immer etwas zurück und prüft, ob die Gegnerin kommt. Im Fußball dagegen geht man direkt auf die Kontrahentin zu. Ich habe selten

so viel Muskelkater am ganzen Körper gehabt wie nach einer durchgespielten Partie im Fußball. Das hat mich sehr überrascht.

Nina Degele: Nina Degele. Ich bin hier an der Universität Freiburg am Institut für Soziologie und lehre außerdem Gender Studies. Ich habe eine sehr bewegte Fußballvergangenheit, die mit 13 Jahren zu Ende ging. Als Kind habe ich nämlich sehr viel gekickt und im Gymnasium mit elf Jahren ein Mädchen-team gegründet. Ich war sehr begeistert vom Fußballspielen und bis dahin das einzige Mädchen im Jungsteam. Einer der Jungen hat unsere Mädchenmannschaft trainiert. Das Ergebnis war schließlich, dass wir alle ganz enthusiastisch waren, gegen eine richtige Mannschaft zu spielen. Und das war dann der Fehler: Wir haben gegen die Jungs gespielt und 15:0 verloren! Danach wollte niemand mehr spielen. Das war es dann mit meiner Fußballkarriere.

Zu dem Thema Fußball bin ich erst wieder über die Fußball-WM der Frauen vor zwei Jahren gekommen. Ich dachte, Fußball wäre ein verwertbares Thema für die Intersektionalität. Eigentlich hatte ich ein Thema gesucht, um ein Methodenseminar zu gestalten. Wir erörterten, was man mit dem Thema Fußball alles machen könnte. Kerstin Botsch war auch dabei. Über Homophobie und Sexismus sind wir dann zu dem Thema gekommen und es hat sich schließlich dieser Projektzusammenhang entwickelt, den wir weiter vorantreiben. Ich denke es wird hier in Freiburg noch einiges zu dem Thema passieren.

Kerstin Botsch: Mein Name ist Kerstin Botsch. Ich habe in Freiburg Soziologie, Gender Studies und Kognitionswissenschaft studiert. Ich promoviere momentan bei Nina Degele über Fußball und Militär. Wie schon von Frau Degele erwähnt, bin auch ich an ihrem Projekt beteiligt. Mit Fußball hatte ich bis zum Zeitpunkt des Projektes überhaupt nichts zu tun.

Eva Boesenberg: Ich heiße Eva Boesenberg und komme aus Berlin. Dort lehre ich an der Humboldt-Universität Amerikanistik und Gender Studies. Ich interessiere mich eigentlich gar nicht für Fußball. Mein Interesse gilt den Sportkulturen im Vergleich. Meine einzige aktive Fußballerfahrung war seinerzeit bei einem Freizeitspiel, bei dem die Indologie gegen eine andere Gruppe angetreten ist und wir unentschieden gespielt haben.

Gabriele Sobiech: Mein Name ist Gabriele Sobiech, ich vertrete an der Pädagogischen Hochschule Freiburg die Bereiche Sportsoziologie und Sportpädagogik in Forschung und Lehre. Ich war jahrelang aktive Volleyballspielerin, habe also eine große Affinität zum Sportspiel. In meinen Forschungen beschäftige ich mich seit Längerem, im Rahmen einer vom Spiel ausgehenden Soziologie, mit der Analogie von Sportspielräumen und sozialen Spielräumen. Was lernt man durch die Aneignung von Sportspielräumen für die Platzierung in sozialen Räumen? Vor zwei Jahren bin ich zum Fußballsport gekommen, da sich der SC-Fußballverein in direkter Nähe zu meinem Arbeitsplatz befindet. Es bot sich also an, die Fußballspielerinnen zu interviewen, um mehr darüber zu erfahren, unter welchen Bedingungen sie dort spielen und was ihre Motivation überhaupt war, eine Fußballkarriere anzustreben. Zudem bin ich davon ausgegangen, dass nicht nur die *bewusste* Darstellung der biografisch relevanten Geschlechterkonstruktionen und erfahrenen Strukturen im Interview Aufschluss über soziale Ordnungen im Fußballsport geben. Zugleich ist es das Tun selbst, die Praxis auf

dem Feld, das die im Sozialisationsprozess erworbenen, körperlich verankerten Dimensionen der sozialen Ordnung, die der direkten Reflexion nicht zugänglich sind, zum Ausdruck bringen. So bin ich zu dem Projekt meines Vortrages gekommen. Leider wird das Projekt von keiner Stelle gefördert. Ich würde das Projekt gerne auf Frauenfußballclubs ausdehnen, die andere Strukturen aufweisen als männerdominierte Fußballvereine. Es ist allerdings alles andere als leicht an diese Clubs heranzukommen.

Bettina Bremser: Mein Name ist Bettina Bremser. Ich bin Rechtsanwältin und Mediatorin in Freiburg. Meine Verbindung zum Fußball ist, dass ich seit Kindesbeinen an leidenschaftlich gerne Fußball gespielt habe. Wie bereits angedeutet, hatte ich eine typische Fußballkarriere wie sie Frauen und Mädchen in meinem Alter noch hatten. Ich glaube allerdings, dass Mädchen heute schon wesentlich selbstverständlicher Fußball spielen als wir das früher getan haben und dies auch immer selbstverständlicher wird. Ich habe die große Hoffnung, dass vielleicht in 20, 30 Jahren eine andere Entwicklung bis hin zur größeren Förderung von Mädchen- und Profifrauenfußball stattfindet, als wir es momentan haben. Ich komme also wirklich aus der Praxis und habe heute den Vorträgen interessiert zugehört. Wie man einen Zweikampf und einen Raumkampf theoretisch erklären kann, ist beeindruckend und sehr interessant.

Julia Littmann: Ich würde jetzt vorschlagen, dass wir an dem Beispiel Sportclub Freiburg beginnen. Wir haben vorhin sehr viel darüber debattiert, wie viel Potential zur Revolution oder zur Restauration der Frauenfußball oder überhaupt der Fußball an sich eigentlich hat. Die Frage wurde dann an verschiedenen Beobachtungsgegenständen durchdekliniert und ich finde, der Sportclub Freiburg hier vor Ort ist ein gutes Beispiel dafür, wie der Frauenfußball changiert.

Bettina, berichte doch bitte etwas über die Geschichte der Sportclub-Frauen in Freiburg.

Bettina Bremser: Ich weiß gar nicht mehr wie lang das her ist 10, 15 oder sogar 20 Jahre, dass die SC-Frauen geschlossen von einem anderen Club gekommen sind und sich dem SC angeschlossen haben. Sie haben hier sozusagen ‚Asyl‘ gefunden. Das geschah, da die Mannschaft der besagten Frauen den ersten Platz in ihrer Klasse belegt hatte und es um die Aufstiegsrunde in die Bundesliga, in die höchste Klasse, ging. (Ich weiß nicht, ob es damals schon Bundesliga hieß). Der ursprüngliche Verein wollte den Frauen diesen Aufstieg nicht ermöglichen. Sie waren auf dem ersten Platz, konnten aber an der Aufstiegsrunde nicht teilnehmen. Daraufhin beschlossen sie den alten Verein zu verlassen und wurden geschlossen vom Sportclub Freiburg aufgenommen. Allerdings mussten sie wieder in der untersten Liga anfangen, da es ein anderer Club war. Von dieser Position aus haben sie sich bis in die erste Bundesliga hochgearbeitet. Hochgearbeitet haben sie sich auch bezüglich ihres Stellenwertes innerhalb des Vereins.

Beim SC Freiburg lag folgende Situation vor: Volker Finke war seit 16 Jahren beim SC Freiburg und einer der hartnäckigsten Gegner des Frauenfußballs und der Frauen innerhalb des SCs. Das führte dazu, dass sie mit einem Mal auf bestimmten Plätzen des SCs nicht mehr trainieren durften. Die Frauen wurden

zum Fußballspielen in ein Dorf nach Sexau ausgelagert. Dazu muss man wissen, dass dieses Dorf etwa 20 Kilometer von Freiburg entfernt ist und die Spielerinnen meist jünger als 18 Jahre sind. Das bedeutete, dass Fahrgemeinschaften gebildet werden mussten, um überhaupt an den Trainingsplatz zu gelangen. Die Zuschauerzahlen waren zunächst auch sehr gering ... Glücklicherweise gelang es den Frauen, sich in dieser dörflichen Struktur bekannt zu machen und durchzusetzen. Sie konnten viele AnhängerInnen gewinnen. Vor ein paar Jahren hat sich der Verein dann zumindest dafür eingesetzt, dass sie wieder nach Freiburg kommen konnten. Allerdings nicht in die Nähe des Zentrums, in dem die Männer – die Profis und auch die Amateurspieler – sind und die Fußballschule. Die Frauen trainierten im Westen, die anderen im Osten der Stadt Freiburg. Leider war dies keine optimale Lösung und die Frauen sind nochmals umgezogen.

Am jetzigen Standort gibt es für die Frauen zwei eigene Plätze. Nachdem Volker Finke den SC verlassen hat, hat sich der Stellenwert der Frauen im SC bereits gewandelt. Insbesondere das Verhältnis der Frauen zu den Männern des Profi-Bereiches ist deutlich entspannter. Auch das Verhältnis zum Manager und der Kontakt untereinander normalisiert sich allmählich.

Gabriele Sobiech: Vielleicht hängt das angespannte Verhältnis auch damit zusammen, dass sich Frauenfußball insgesamt auf einer anderen Ebene ansiedeln lässt als Männerfußball. Frauenfußball wurde schließlich lange Zeit nicht richtig ernst genommen. Jetzt ist Deutschland der Gastgeber für die Fußball-Weltmeisterschaft der Damen 2011. Ich habe das Gefühl, dass in diesem Zuge eine andere Bewertung des Frauen-Fußballs stattfindet. Es ist interessant, dass die Annäherung der Freiburger Fußballfrauen ans Zentrum des Vereins ausgerechnet in der Zeit der Vorbereitungen für die Weltmeisterschaft stattfindet. Also eine Bewegung vom Weststadion zum Möslestadion.

Bettina Bremser: Den Optimismus der Annäherung teile ich nicht. Ich glaube nicht, dass die Annäherung an das Zentrum des Fußballs in Freiburg eine Auswirkung der kommenden Fußballweltmeisterschaft der Frauen ist. Es hat bereits früher ein Umdenken innerhalb des Vereins stattgefunden. Die Führung, also sprich der Vorstand, hätte es sehr gerne gehabt, dass Freiburg ein Standort der Frauenfußballweltmeisterschaft geworden wäre. Leider gab es zum Zeitpunkt der Entscheidung noch die Führung Bornemann [als Manager] und Finke [als Trainer]. Freiburg ist nicht zum Standort geworden, da es in der Bewerbung Ungereimtheiten bezüglich der Anzahl der Sitzplätze gegeben hat, die man mit einem Telefonat hätte aufklären können. Das Fax vom DFB mit der Absage hat den Weg zum Vorstand allerdings erst nach mehreren Wochen gefunden. Sonst hätte man das Missverständnis bezüglich der Sitzplätze noch aufklären können. Man kann dadurch den Eindruck gewinnen, dass es von der sportlichen Leitung unerwünscht war, Frauenfußball in Freiburg mit einem anderen Stellenwert zu bedenken. Nicht so im Vorstand. Im Vorstand haben die Frauen in Henry Breit [dem Schatzmeister des SCs] jemanden in ihrem Zuständigkeitsbereich, der sich sehr für sie einsetzt. Dies ist mir von der Managerin der SC-Frauen, Birgit Bauer, erneut bestätigt worden. Wenn Herr Breit eine Zusage macht, können sich die Frauen darauf verlassen, dass es umgesetzt wird. Auch wenn man ein erfüllbares Anliegen vorträgt, versucht er alles, um es möglich

zu machen. An diesem Beispiel sieht man, dass im Vorstand ein Umdenken stattgefunden hat. Man muss freilich ganz deutlich sagen, dass Frauen nicht den Stellenwert einer A-Jugend der Bundesligamannschaft oder einer B-Juniorenmannschaft besitzen. Aber er ist in den letzten 10 bis 20 Jahren enorm gewachsen. Zwar bin ich damit nicht zufrieden, dennoch muss man anerkennen, dass bereits etwas entstanden bzw. gewachsen ist.

Um einen vorhin thematisierten Punkt aufzugreifen, würde ich gerne etwas die Medien betreffend sagen. Ich denke wirklich, dass die Medien eine enorm große Rolle darin spielen, wie der Frauen-Fußball dasteht und wahrgenommen wird. Ich komme aus dem Sauerland, also ganz aus der Nähe des Ruhrpotts. Im Ruhrpott ist Fußballspielen eine Kultur. Es herrscht eine spezielle Lebensweise, bei der der Fußball einen ganz anderen Stellenwert besitzt, als in anderen Regionen Deutschlands. Ich bin jetzt nicht mehr so oft dort, aber jedes Mal wenn ich dort bin, fällt mir eklatant auf, wie stark Frauenfußball in der lokalen Zeitung thematisiert wird. Der lokale Fußballteil berichtet seitenweise über Frauenfußball inklusive Fotos und Spielberichten, bis hin zu der kleinsten Liga. Dagegen fühle ich mich hier im Südwesten irgendwie wie in einer Diaspora. Im Gegensatz zu meinem Heimatort ist Freiburg ein ‚Entwicklungsland‘ im Hinblick auf die Berichterstattung über Frauenfußball. Wenn ich hier montags den Sportteil der Zeitung aufschlage, dann muss ich froh sein, wenn ich von den SC-Frauen – die immerhin in der ersten Bundesliga spielen – einen winzigen Bericht lese. Aus der zweiten Liga fehlt die Berichterstattung fast völlig. Wenn überhaupt, sind es hier in der lokalen Zeitung fünf bis zehn Sätze über die SC-Frauen.

Julia Littmann: Und das, obwohl sich in Freiburg die erste Fußballschule in Deutschland befindet, die für die Bereiche Jungen- und Mädchenförderung ausgezeichnet wurde. Sie besitzt für beide Bereiche sogar ein Zertifikat.

Gabriele Sobiech: Um bei der Berichterstattung in den Medien zu bleiben: Im Zuge meines Projektes [siehe Vortrag Sobiech] haben wir auch die Berichterstattung über Männer- und Frauenfußball in der *Badischen Zeitung* untersucht. Es ist allein bemerkenswert, wie die Quantitäten der Berichterstattung auseinanderfallen. Diese Ergebnisse muss man zudem vor dem Hintergrund betrachten, dass die Frauen in der ersten Bundesliga spielen, die Männer nur in der zweiten,² und dennoch wird dem Männerfußball *zehn Mal mehr* Platz eingeräumt als den Berichten über Frauenfußball. Dieses Ergebnis bezieht sich auf den Textumfang, gemessen in Zentimetern.

Bei der Analyse des Raums für Abbildungen von Spielerinnen und Spielern ist der Unterschied noch eklatanter: Der Raum für die Abbildungen von Spielerinnen ist sage und schreibe *zwanzig Mal geringer* als der von Spielern. Vergleicht man zudem die Art der Darstellung auf den Abbildungen, so zeigt sich, dass Frauen kaum in fußballspezifischen Aktionen dargestellt werden. Es kommen also noch mehr Unterschiede im Vergleich der Berichte hinzu, wenn man die Berichterstattung qualitativ auswertet.

Eva Boesenberg: Könnte man solchen Ungleichheiten nicht entgegensteuern? Wenn die Zeitungen beispielsweise versuchen zu sondieren welcher Markt sich mittlerweile anbietet? Wenn zehn Frauen der Badischen Zeitung schreiben

würden, sie vermissten die Berichterstattung über die Frauenfußballbundesliga ...

BZ-Autorin: Ich möchte diese Meinung an die *Badische Zeitung* weitergeben und teile den Standpunkt über die geringere Berichterstattung auch ein Stück weit. Wir haben den Hauptsportteil und wir haben den lokalen Sportteil. Im lokalen Sportteil bin ich Ihrer Meinung, dass es nur gerecht wäre die Mädchen in gleicher Weise wie die Jungen zu nennen.

Im Hauptsportteil ist es nun einmal so – auch wenn die Männer des SCs in der zweiten Liga spielen –, dass sich viel mehr Menschen die Spiele der Männer ansehen und auch das Stadion dementsprechend mit mehr ZuschauerInnen besetzt ist. Wer geht beim SC zu den Frauen? Unser Chef misst den Umfang der Zeitungsartikel rein daran, wie viele Fans zu einem Spiel kommen oder mit anderen Worten, wie viele LeserInnen der Bericht interessiert.

Gabriele Sobiech: Diejenigen, die zu einem Spiel gehen, lesen doch nicht unbedingt die *Badische Zeitung*. Den Redakteur müsste es doch nur interessieren, wer die Zeitung wirklich liest.

Publikumsbeitrag: Der Sportteil wird aber hauptsächlich von Männern gelesen. Ich finde es allerdings auch falsch unterschiedlich zu berichten. Es müsste grundsätzlich viel mehr Angebote für Frauen im Sportteil geben. Aber ob eine Sensibilisierung für die ungerechten Unterschiede in der Berichterstattung über den Frauenfußball zu machen ist? Wenn ich mit fußballinteressierten Frauen spreche, also Zuschauerinnen, schauen sie sich vorwiegend Männerspiele an. Es kommt nach meiner Erfahrung eher selten vor, dass sie sich ein Frauenspiel ansehen. Es besteht wirklich die Frage, wer nimmt den Unterschied wahr ...

Bettina Bremser: Ich als jemand, der nicht regelmäßig zu den SC-Frauenspielen geht, interessiere mich dennoch für die Spiele und hätte gerne einen ausführlichen Spielbericht in der Zeitung. Eben auch, wenn ich nicht zum eigentlichen Spiel gehe. Ich gehe schließlich auch nicht zum Bayernspiel, weil das zu weit weg ist. Aber ich möchte, wenn die Mannschaft irgendwo in der Champions League gespielt hat, den Spielbericht in der Zeitung lesen. Das heißt, ich muss nicht überall selbst hingehen nur um dadurch die Legitimation zu haben, dass ich den – ohnehin schon selbst beobachteten – Spielverlauf hinterher in der Zeitung lesen darf. Also kann die Menge an denjenigen, die direkt zu einem Spiel gehen, doch nicht ausschlaggebend dafür sein, ob ich es hinterher als Leserin geboten bekomme.

Claudia Kugelman: Es ist die Menge derjenigen, die dann den Sportteil lesen. Das ist das, was ich heute schon sagte. Die Mehrheit der Leser ist männlich und die wollen nun mal männlichen Fußball lesen.

Eva Boesenberg: Ich denke, es ist wesentlich komplizierter. Denn es ist nur eine ständig wiederholte Wahrnehmung, dass Frauen sich nicht für Fußball interessieren. Das reproduzieren sogar Frauen, bei denen das selbst anders ist. Ich habe ein Seminar über Sport angeboten. Die Gruppe, welche das Thema Fußball präsentierte, benannte folgende Zahl: 30% der Zuschauerinnen im Fernsehen sehen Fußball. Danach sagte eine Seminarteilnehmerin: „Naja, ich schaue ja auch Fußball, aber meine Freundinnen alle nicht. Also schauen Frauen eigentlich keine Fußballspiele.“ Daraus leite ich ab, dass die Wahrnehmung

sehr stark davon bestimmt ist, dass sich Frauen angeblich nicht für Fußball interessieren. Und zwar in einem Maße, dass noch nicht mal die konkreten Zahlen die Mädchen überzeugen können, dass sich das zumindest ein ganzes Stück weit geändert hat.

Bettina Bremser: Wenn sich das Interesse der Frauen am Fußball geändert hat, wie erklären Sie sich dann, dass es in Nordrhein-Westfalen nur diese eine lokale Zeitung mit vier Seiten Berichterstattung über Frauenfußball gibt? Die höchste Klassifikation der Frauen in diesem Kreis ist meines Wissens die der zweiten Bundesliga. Da gehen nur fünf Leute auf den Sportplatz und sehen sich das Frauenspiel an. Warum nimmt das nur in dieser Zeitung regelmäßig einen so großen Raum ein und hier nicht? Da zählt das Argument, dass zu den Frauenspielen zu wenige Leute für einen adäquaten Zeitungsartikel hingehen, gar nicht.

Karolin Heckemeyer: Was ich spannend im Zusammenhang mit „Interessensquoten“ finde, sind die Fallen der quantitativen Statistik. Danach interessieren sich alle Männer für Fußball und eigentlich keine Frauen. Betrachtet man einige Statistiken genau, ergibt sich, dass sich 50% der Männer gar nicht für Fußball interessieren und eben nicht den Sportteil lesen. Ich glaube, wenn man sich so an diese Fallen der Statistik heranwagt, dann sind wir sehr viel näher bei realistischen Prozentzahlen. Erst anschließend kommen von medialer Seite die Legitimierungsstrategien hinzu, dass die Leser dieses oder jenes wollen. Das ist etwas sehr Spannendes, denn auch das ist in keiner Weise belegbar. Und niemand wird am Frühstückstisch dazu angehalten, das was er oder sie liest mit Textmarkern zu kennzeichnen, damit die Zeitungen ein unverzerrtes Bild vom Leseverhalten der ZeitungskäuferInnen bekommen.

Silke Haude: Hinter diesen Ergebnissen, was die Kunden lesen möchten, stecken teilweise Befragungen durch Callcenter. Ich habe zeitweise in einem Callcenter gearbeitet und Befragungen zu Reiseangelegenheiten durchgeführt. Am Ende der Befragung gab es immer Fragen zum Leseverhalten in Zeitungen.

Julia Littmann: Obwohl auch die Statistiken aus Callcentern fraglich sind, denn die Frage „Wer antwortet und wer nicht?“ bleibt offen. Aber diesen Hinweis zu den Umfragen finde ich sehr wichtig. Abgesehen davon, dass auch die Auswahl der Artikel immer noch unternehmerische Entscheidungen sind. Ob man es wagt etwas zu bedienen, was im Moment nicht dem Mainstream entspricht oder auch nicht. Wenn das „unerwünschte“ Angebot nicht da ist, kann man immer und immer wieder beweisen, dass dieser bestimmte Teil nicht gelesen wird, denn er ist von vornherein überhaupt nicht vorhanden. An dieser Stelle betreiben Medien tatsächlich Politik. Sie selektieren die Berichte in Gegenden, die nur einem Hype an Fußballbegeisterung aufsitzen, scheinbar anders als in einem Gebiet, in dem fast alle ihre Sportclubs lieben.

Nina Degele: Ich tendiere in die gleiche Richtung. Wenn man dieser Form von Begründung folgt (was nicht da ist, kann auch nicht gelesen werden), dann wäre das genau die gleiche Argumentationsstruktur, wie sie heute in Firmen populär ist. In Unternehmen wird oft behauptet, dass die Globalisierung einen dazu zwingt die Leute zu entlassen oder nur ein bestimmtes Produkt anzubie-

ten, ohne zu prüfen was der Kunde tatsächlich möchte (zum Beispiel Berichte über Frauenfußball). Es wird mit den bequemsten Annahmen gearbeitet, damit man ganz bestimmte Dinge tun oder lassen kann.

Letztlich ist das eine Bankrotterklärung in der Hinsicht, dass man gar keine Stellung mehr dazu nimmt, was man eigentlich erreichen will. Will man erreichen, dass bestimmte reaktionäre Verhältnisse aufgebrochen werden, dann muss man sagen, dass es zwar zum gegenwärtigen Zeitpunkt so sein mag, dass nicht allzu viele Frauen den Sportteil lesen. Aber dennoch muss man prüfen, was sich in ein bis zwei Jahren ändert, wenn eine ganz bestimmte Berichterstattung stattfindet. Das wäre eine ganz klare Position, die man einnehmen kann oder nicht.

Gabriele Sobiech: So könnte man gut argumentieren. Je mehr man über Frauen berichtet, desto mehr Frauen und Männer wird es wahrscheinlich auch geben, die die Artikel lesen. Es handelt sich, so denke ich, um eine Wechselbeziehung.

Julia Littmann: Wolltest Du, Bettina, nicht auch etwas zu der Berichterstattung über die Sportclubmisere bei den Frauen in Freiburg sagen?

Bettina Bremser: Das durfte ja gar nicht in der *Badischen Zeitung* geschrieben werden!

Zum Thema der Medienberichte passt allerdings die Berichterstattung über die Eisvögel [Damen-Basketballmannschaft in Freiburg]. Die Leistungen der Basketballerinnen werden breit dargestellt. Wen interessiert es, ob vier oder fünf ZuschauerInnen mehr anwesend sind? Die Halle der Eisvögel ist immer voll. Aber wie viele ZuschauerInnen sind das, wenn die Basketball-Halle voll ist? Ich würde 200 Menschen schätzen. Soviel sind auf dem Fußballplatz bei den Frauen allerdings auch. Die Anzahl der Fans hat meiner Meinung nach nichts mit der Masse an Berichten zu tun. Aber es hat mit der Sportart zu tun. Frauen-Basketball passt besser in das Gesellschaftsbild als Frauenfußball und hat somit einen anderen Stellenwert in der öffentlichen Wahrnehmung.

Claudia Kugelman: Die Frage ist also wer die Politik macht und wer die Macht besitzt. Und da möchte ich folgenden Punkt noch mal unterstützen und meine eigene Aussage differenzieren. Ich glaube auch nicht, dass es so viele Männer gibt, die nichts über Frauenfußball lesen wollen, sondern dass es die „Volker Finkes“ sind, die überall sitzen. Bei den Eisvögeln gibt es jemanden, der sich für den weiblichen Basketball einsetzt. Für weiblichen Fußball gibt es nur „den Finke“ und dann ist ein Frauenfußball nicht möglich. So setzt sich das Gerücht immer fort, dass von Frauen im Fußball keiner etwas lesen will. Natürlich kann ich auch Realität herstellen, indem ich darüber schreibe. In der Süddeutschen Zeitung wird beispielsweise auch wenig über Frauenfußball berichtet, aber wenn über Frauenfußball berichtet wird, dann von Kathrin Steinbichler, die auf hohem Niveau schreibt. Sie ist fest angestellt und arbeitet sehr gute Reportagen aus. Ihre Artikel lese ich immer mit großem Gewinn. Das ist auch eine Form von Politik. Es muss jemand in der Redaktion sitzen, der die Berichte will.

Nina Degele: Und in Freiburg sitzt leider niemand in der Redaktion, der die Berichte will ...

Julia Littmann: Das Thema der Medien ist damit wohl ausreichend beleuchtet.

Wir haben das Glück, jemanden [Bettina Bremser] in dieser Runde zu haben, die selbst eine Fußballkarriere hinter sich hat und die sich mit den lokalen Gegebenheiten in Freiburg auskennt. Deshalb wollen wir die Chance ergreifen und die Fußball-Wirklichkeit erörtern. In der Realität ist es vor allem auf höheren Funktionärsebenen schwierig. In einem Vortrag wurde von einer „anderen Art“ der Frauen Fußball zu spielen gesprochen. Wir waren uns alle einig, dass die Art, in der die Frauen spielen, technisch einwandfrei, sehr athletisch und keine „dumpfe Klotzerei“ ist. Eben nicht dieser „Klotzfußball“, den der Bundestrainer Joachim Löw zu recht bei der Nationalmannschaft kritisiert. Man fragt sich nach dieser Erkenntnis, die auch in der Forschung gewonnen wird, weshalb Herr Löw das nicht nutzt und für seine Mannschaft umsetzt. Obwohl man die Techniken direkt von den Frauen kopieren könnte ...

Gabriele Sobiech: Das hängt besonders mit der Sicht auf den Fußballsport in Deutschland zusammen. Fußball ist *die* Nationalsportart und männlich konnotiert. Männer können sich innerhalb dieses Feldes Männlichkeit aneignen. Das, was sie in diesem Feld tun, stellt die Norm dar. Wie könnten Männer demnach von Frauen profitieren? Die Vorstellung an sich ist absurd. Dies lässt sich ja allein daran ablesen, wie die Sportart bezeichnet wird. Die Bezeichnung Fußball wird automatisch mit Männern in Verbindung gebracht. Da sie die Norm darstellen, bedarf es keiner Erwähnung, wer spielt.

Der Begriff Frauenfußball dagegen kennzeichnet die Abweichung. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass von Seiten der Männer kaum Fragen an den Frauenfußball gerichtet werden.

Silke Haude: Mich würde in diesem Zusammenhang interessieren, ob TrainerInnen von Frauenmannschaften die Mädchen hinsichtlich der Fairness- und Zweikampfkomponekte anders trainieren als Jungen. Werden sie von Seiten der TrainerInnen dazu angehalten sich zurückzunehmen oder ist das auf Unterschiede in der Mentalität, die den Mädchen durch die Gesellschaft beigebracht werden, zurückzuführen? Werden Frauen wirklich bewusst anders trainiert?

Bettina Bremser: Ich greife zwei Sachen auf. Erstens bin ich weit weniger pessimistisch in Bezug auf die Lernfähigkeit des Bundestrainers der Männer. Ich habe beobachtet, dass es zumindest Kontakte zwischen Silvia Neid, Jogi Löw und deren Trainerstab gibt. Ich glaube nicht, dass sie sich bei den Treffen nur über das Wetter unterhalten. Und auch Herr Löw verfolgt Fußballspiele der Frauen-Nationalmannschaft. Deshalb glaube ich schon, dass er sich für sein Training etwas mitnimmt, wenn er die Frauen spielen sieht. Öffentlich kann er das nicht direkt zugeben, aber tun kann er es durchaus. Wahrscheinlich sehen die Trainer der Männermannschaften bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten, die sie den Frauen abschauen könnten. Zu dem Phänomen, die Übernahme von Fähigkeiten nicht offen zugeben zu können, gibt es eine Analogie im Basketball. Dort nehmen relativ viele männliche Spieler Ballettunterricht, da dieser die Fähigkeit des Balancehaltens fördert. Allerdings würden die wenigsten dies öffentlich machen wollen. Es gibt also einen ziemlich großen Unterschied

zwischen der medialen Darstellung und dem, was wirklich an Übernahme von Fähigkeiten stattfindet.

Was zweitens die Frage aus dem Publikum bezüglich der Prägungsmethodik angeht: Es wird anders trainiert. Als Beispiel habe ich ein Interview aus der *Badischen Zeitung*. Es wurde ein Trainer befragt, der jetzt, statt Männern, eine Frauenmannschaft im unteren Bereich trainiert. Und ich meine mich zu erinnern, dass einer der angesprochenen Unterschiede war, dass er auf die Mädchen stärker eingehen muss; besonders emotional. Er muss außerdem mehr erklären, da die Mädchen verstehen wollen, was von ihnen verlangt wird. Sie seien wesentlich disziplinierter als Jungen, sehr zielstrebig und immer mit Freude dabei. Sie würden nach dem eigentlichen Training zum Teil noch weiter trainieren. Wenn es um das Training von Zweikampfverhalten geht, muss der besagte Trainer mehr dazu auffordern aggressiver in den Zweikampf zu gehen. Mädchen und Frauen müssen eher dazu angehalten werden. Es sind also – nach meiner Wahrnehmung – Unterschiede zu sehen.

Claudia Kugelmann: Ich kann das bestärken, auch auf die Gefahr hin ins Klischee zu fallen. Ich sage das unter der Prämisse, dass weder alle Mädchen noch alle Jungen gleich sind.

Wenn ich allerdings davon ausgehe, dass die meisten Trainer immer noch männlich sind, ist das, was Jungen leisten, den Leistungen der Trainer ähnlicher, da Jungen von ihrem eigenen Sozialisationsmuster der Sozialisation des Trainers ähnlicher sind. Die Leistungen werden von den Trainern wiedererkannt und diese müssen die Anlagen der Leistung nur verstärken. Die Mädchen sind mit einem anderen Habitus, mit einer anderen Biografie als die männlichen Trainer und Spieler ausgestattet. Das heißt, dass sie zum Beispiel nicht gerne in Zweikämpfe gehen. Wenn man diese Zurückhaltung dann bemerkt und findet, dass dies für ein ideales Bild des Fußballspiels fehlt, versucht man die Aggressivität im Zweikampf durch gezieltes Training zu verstärken.

Was ich auch als interessant empfinde ist folgendes Beispiel, das ich bei einer Podiumsdiskussion in München hörte. Unter anderem war ein Trainer dabei, der selbst Fußball spielte und früher in den neuen Bundesländern eine Jungenmannschaft trainierte. Zum Zeitpunkt der Diskussion war er Trainer einer Mädchenmannschaft auf der unteren Ebene. Er war begeistert von diesen Mädchen und sagte er möchte keine andere Mannschaft mehr trainieren. Der Grund sei vor allem, dass die Mädchen zuhören. Er berichtete davon, dass die Mädchen nicht denken sie könnten schon alles, sondern sie wüssten, dass sie dazulernen können. Zum Beispiel empfanden sie das Geschehen im Spielfeld als Chaos. Sein Schlüsselerlebnis war eine halbe Stunde, in der er daraufhin den Mädchen an der Tafel die Viererkette erklärte. Sie spielten sie anschließend durch und das nächste Spiel gewann seine Mannschaft mittels dieser Taktik. Er erklärte die Viererkette, sie spielten die Viererkette, sie spielten das nächste Spiel und gewannen es; der Idealfall. Bei den Jungen gingen solche Erklärungen rein und wieder raus und sie spielten was sie wollten. Dieses Beispiel des Trainers mag ein Einzelfall sein, aber ich halte das für symptomatisch.

Stephanie Bethmann: Was ich ganz allgemein zu einigen Beiträgen anmerken will ist, dass wir aufpassen müssen, wenn Bewertungen und Unter-

scheidungen einfließen, wie Mädchen und Jungen lernen und spielen. Denn im Prozess der Bewertung wird Geschlecht konstruiert. Im Zusammenhang der Bewertungen musste ich an Folgendes denken: Es gibt Studien, bei denen untersucht wird, wie Äußerungen von Kindern im Kindergartenalter von Erwachsenen bewertet werden, zum Beispiel wenn sie schreien. Dann werden die getroffenen Zuschreibungen der Erwachsenen über die Kinder untersucht. Wenn den Probanden vermittelt wird, dass es Jungen sind, die da gerade die Laute erzeugen, ist die Bewertung meistens, dass die schreienden Jungen aggressiv sind. Wird den Erwachsenen suggeriert, dass es Mädchen sind, die schreien, dann wird derselbe Schrei als Angst interpretiert. Diese Art von Vorannahme spielt ganz sicher auch bei einem Sporttraining eine Rolle. Der Trainer, der bisher nur Jungenmannschaften trainierte, deutet in der Mädchenmannschaft ein und dasselbe Verhalten anders als er es bei Jungen getan hätte. Diese Studien und der Bezug auf das Training sind auch deswegen spannend, da sie einen anregen genau hinzusehen und auch durch Bildanalysen zu beleuchten, was wirklich anders gemacht wird. Ich halte dabei einen Vergleich zwischen Jungen und Mädchen im Grunde für notwendig, um die Unterschiede dekonstruieren zu können bzw. um nachzuprüfen, ob es wirklich Unterschiede gibt oder ob es vielleicht ein und dasselbe Verhalten ist und nur verschieden bewertet wird.

Dass man unterschiedliche Bewertungen teilweise wirklich zeigen kann, hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Beispielsweise, dass sich die Mädchen selbst als zielstrebig empfinden, dies von ihren TrainerInnen aber gar nicht so wahrgenommen wird. Ich halte das für ein sehr interessantes Untersuchungsfeld, um die Geschlechterkonstruktion auf dem Feld zeigen zu können, anstatt die Konstruktion durch eine subtil wertende Sprache hineinzutragen.

Gabriele Sobiech: Ich möchte gerne darauf eingehen, was die Bewertungen der Fähigkeiten von Jungen und Mädchen letztlich bewirken können. Ich gehe davon aus, dass es Geschlechterkonstruktionen und tradierte Vorstellungen sind, wie Mädchen und wie Jungen zu spielen haben, die wiederum dazu führen, dass beide auf die bekannte Weise spielen. Das lässt sich sehr gut an meiner vorgestellten Studie sehen. Bis zur Pubertät ging es um Mädchen, die als einzige Mädchen in einer Jungenmannschaft gespielt und sich habituell überhaupt nicht von den Jungen unterschieden haben. Dann kam die Pubertät und damit mussten sie zwangsweise das, was sie bisher gelernt hatten, ein Stück weit aufgeben. Damit stellt sich die Frage, auf welche Weise das Feld Frauenfußball von tradierten Geschlechterkonstruktionen durchdrungen ist. Es müsste genauer untersucht werden, ob nicht bedeutsame Personen im Frauenfußball (TrainerInnen vor Ort, Verbands- und StützpunkttrainerInnen, auch SchiedsrichterInnen etc.) durch unbewusste Vorstellungen, wie Mädchen als Mädchen zu spielen haben, diese Spielweise z.B. durch Trainingsformen etc. reproduzieren. Zum direkten Vergleich ist anzuführen, dass es schwierig ist, die Spielweisen von Frauen und Männern zu vergleichen. Die Bedingungen im Fußballsport, das muss man immer im Kopf haben, sind für Frauen ganz andere als für Männer, denn die Bedingungen geben Raum für die Entwicklung von bestimmten Spielweisen oder schränken Raum ein.

Bezogen auf die Spielweise von Männern habe ich durch Abbildungen in den Printmedien oder durch die Beobachtung von Fußballspielen im Fernsehen einige Eindrücke gesammelt, da es mich interessierte. Es fielen mir bei den Beobachtungen immer wieder Situationen auf, in denen Männer ohne Rücksicht auf Verluste in Spielsituationen hineinsprangen bzw. in den Gegner hineingräschten. Ich bewerte ein solches Verhalten negativ, da der Spieler damit zum Teil sogar lebensgefährliche Verletzungen beim Gegner riskiert. Beispielsweise hat Tim Wiese, der Torhüter von Bremen, einem Spieler die Fußballstollen an die Halsschlagader getreten. Er behauptete danach, er habe nur den Ball treffen wollen und dass man im Fußballsport mit solchen Attacken eben rechnen müsse. Diese wirklich verletzungsträchtigen Körperkontakte findet man in der Regel nur bei Männern.

Julia Littmann: Trotzdem muss ich noch einmal eine methodische Frage zum Vergleich von Frauen und Männern stellen. Was Sie, Gabriele Sobiech, an Zweikampfsequenzen vorgeführt und untersucht haben, wurde auch in Videosequenzen festgehalten. Genauso ließen sich doch grundsätzlich auch Männer im Zweikampf filmen, oder?

Gabriele Sobiech: Sicher, aber der Vergleich zu den Frauen ist aus den besagten Gründen schwierig. Wie Männer und Frauen aufwachsen, unter welchen gesellschaftlichen Erwartungen sie sich ‚Männlichkeit‘ oder ‚Weiblichkeit‘ aneignen und welche Möglichkeiten sie im Fußballsport haben, dies ist nicht vergleichbar. Männer sind im Fußball Profis. Sie bekommen ganz andere Gehälter für das, was sie tun, und sie müssen demnach auch keine weitere berufliche Tätigkeit ausüben, um sich finanziell abzusichern. Zudem werden die Talente der Jungen im Fußball qualitativ besser gefördert als die der Mädchen. Sie haben in der Regel gut ausgebildete und kompetente Trainer. All das unterscheidet sich also sehr stark von den Bedingungen, unter denen Frauen Fußball spielen. Diese betreiben das nämlich – etwas salopp ausgedrückt – als Hobby. Neben ihrer eigentlichen Berufstätigkeit müssen sie das nahezu tägliche Training und die Spiele am Wochenende organisieren. Wenn man jetzt davon ausgeht, dass sich in den körperlichen Ordnungen der Spielpraxis zeigt, in welchen sozialen Ordnungen man aufwächst, welche Chancen der Aneignung von Ressourcen etc. bestanden haben, dann muss es einen Unterschied geben. Man kann Männer- und Frauenfußball deshalb eigentlich nicht vergleichen. Die Vorbedingungen für die Ausübung von Fußball, für das, was wir auf dem Feld sehen, sind zu unterschiedlich.

Meike Penkwitt: Ich frage mich bei diesem Punkt immer, ob man Männer nicht mit Frauen vergleichen sollte, die sich auf einer ähnlichen Professionalisierungsebene befinden. Also mit Frauen, die ungefähr genauso viel verdienen und genauso viel Zeit in den Fußball investieren können wie die Männer; und ob das ein guter Vergleich wäre.

Bettina Bremser: Diese Männer gibt es nicht. Denn diejenigen, die so viel bzw. ‚so wenig‘ verdienen wie die Frauen, diese trainieren nicht so viel und haben einen wesentlich geringeren Aufwand für ihren Sport. Man hat also auch hier keine Vergleichsebene.

Julia Littmann: Aber man kann die Art in den Zweikampf zu gehen vergleichen.

Stephanie Bethmann: Ich verstehe den Einwand von Frau Sobiech vollkommen und finde ihn auch sehr berechtigt gerade um auf die strukturellen Unterschiede zwischen Fußballerinnen und Fußballern hinzuweisen und zu sagen, man kann Äpfel nicht mit Birnen vergleichen.

Auf der anderen Seite finde ich es besonders schwierig, im Rahmen von solch einer Untersuchung über Zweikampfverhalten bei Fußballerinnen Aussagen über den weiblichen Habitus zu treffen. Auch Aussagen über Weiblichkeit und Geschlechtlichkeit erachte ich als kritisch. Gerade wenn man Weiblichkeit über den Habitusbegriff konstruiert, so dass ‚die Weiblichkeit‘ relational zu ‚der Männlichkeit‘ zu verstehen ist. Alle Aussagen deuten somit daraufhin, dass ‚quasiweibliches‘ Handeln und weibliche Körperpraxis als eine geschlechtliche Körperpraxis zu interpretieren sind. Diese Körperpraxen können allerdings nur in einer geschlechtlichen Relation verstanden werden. Hier steckt also von Anfang an eine Art Differenzbehauptung dahinter. Wenn möglicherweise eine männliche Körperpraxis genau identisch mit der weiblichen ist, dann stellt sich die Frage, ob wir es überhaupt mit einem Phänomen von Geschlechtlichkeit zu tun haben. Wenn wir es aber gar nicht vergleichen, dann finde ich, haben wir keine Möglichkeit, überhaupt zu sagen, an welcher Stelle das Moment von Geschlechtlichkeit oder das Moment von Weiblichkeit ins Spiel kommen, mit dem wir es angeblich zu tun haben. Wenn wir diesen Habitusbegriff „Wie wird Weiblichkeit hier hergestellt?“ nicht relational und somit auch nicht relational zur Männlichkeit sehen, dann habe ich den Eindruck, dass darin eine Gefahr steckt. Nämlich die Gefahr, dass nicht empirisch begründete Vorannahmen, was weiblich und was männlich ist, relativ leicht einfließen können. Wie kann man überhaupt empirisch fundiert sagen, dass etwas ein geschlechtliches Phänomen ist?

Gabriele Sobiech: Das ist eine ganz grundsätzliche Frage und ich weiß nicht, ob es wirklich einen Ausweg gibt. Man kann selbstverständlich der Meinung sein, in dem Moment, in dem wir über Frauen und Männer im Sport forschen, reproduzieren wir diese Kategorien. Aber ist es nicht so, dass gerade der Sport ein gesellschaftliches Feld ist, in dem der Körper und körperliche Differenzen im Zentrum stehen? Geschlecht ist in diesem Feld ein zentrales, ein- und ausschließendes Unterscheidungsmerkmal. In der Regel werden nach Geschlechtern getrennte Wettkämpfe durchgeführt, zum Teil gelten unterschiedliche Leistungsanforderungen (z.B. Bundesjugendspiele), in einigen Sportarten werden Frauen und Männern unterschiedliche Sportgeräte (z.B. Schwebelbalken/Hochreck) zugeordnet und in einigen Sportarten differieren die Bekleidungsregeln (beim Beach-Volleyball darf die Breite der Sporthose der Frauen 7 cm nicht überschreiten). Es ist zwar sehr wichtig, dass man die Reifizierungsproblematik im Hinterkopf behält, allerdings sehe ich, gerade im Sport, nicht genau, wie man diese Mechanismen umgehen kann.

Nina Degele: Ein Vorschlag: Nehmen wir die letzte Sequenz, die dargestellt wurde, der Kampf um Raum. Es wurde zur Erläuterung des Verhaltens kein geschlechtlicher Begriff genommen, sondern „gegnerisches Miteinander“. Diesen

Kampf kann man also geschlechtsneutral bzw. ungeschlechtlich beschreiben. Nehmen wir an, wir betrachten ein Fußballspiel und finden eine bestimmte Form von Raumanneignung, das gegnerische Miteinander. Dieses Verhalten könnte man dann auf ganz unterschiedlichen Ebenen, beispielsweise in einer Profi-, Amateur- oder Kindergruppe, geschlechtergemischt etc., in Augenschein nehmen. Dabei wird darauf geachtet, ob das Phänomen des Zusammenspiels grundsätzlich genau die beschriebene „V-Formation“ ergibt. Und ob es zwischen den Gruppen bestimmte Gemeinsamkeiten gibt oder nicht bzw. ob es – je nachdem wie man spezifiziert – etwas mit Geschlecht zu tun hat. Vielleicht findet man einen ganz anderen Zusammenhang. Beispielsweise nur diejenigen, die älter als 16 sind, formieren sich auf diese Weise, oder nur SpielerInnen mit Schuhgröße 34. Das Spielverhalten kann man schließlich nach allen möglichen Kriterien untersuchen. Man sollte Spielweisen nicht von vornherein auf das Geschlecht reduzieren, sondern die Kategorien offen halten und die Vergleichsebene freigeben. Diesen Umgang mit dem Problem der Reifizierung der Kategorie Geschlecht könnte ich mir gut vorstellen.

Eva Boesenberg: Aber dieser Vorschlag, zu sagen ein bestimmtes Handlungsmuster ist ein Faktor von „Grünäugigkeit“, ist doch unrealistisch. Es gibt so viele potentielle Dimensionen unter denen man Spielzüge prüfen kann ...

Nina Degele: Richtig, und um diese Fülle vernünftig zu strukturieren, muss man Theorien haben, warum man welchen Vergleich in Betracht zieht. Aber nur aufgrund der Unübersichtlichkeit vielfältiger Vergleichskategorien ist es nicht legitim ausschließlich die Kategorie Geschlecht einzubeziehen oder es von vornherein auf Geschlecht zu verengen.

Kerstin Botsch: Ich hab noch eine Rückfrage. Ich hatte das gegnerische Miteinander so verstanden, dass es bei den Frauenmannschaften zu 80% nicht mit einer Verletzung ausgeht, im Gegensatz zu einer Männermannschaft. Die Differenzierung hat in diesem Fall also schon vorher stattgefunden ...

Gabriele Sobiech: Also erstmal hab ich gar nicht gesagt, dass das gegnerische Miteinander ein typisch weibliches Verhalten ist. Im Gegenteil, ich habe versucht das Spielverhalten mit neutralen Begriffen zu beschreiben. Erst danach habe ich den Vergleich von Verletzungsfrequenzen angeführt, die meine Ergebnisse stützen. Bei Frauen entstehen 70% der Verletzungen in so genannten Nichtkontaktsituationen, während bei Männern 43% der Verletzungen durch ein gegnerisches Foul verursacht und insgesamt bis zu 51% der Verletzungen auf Kontaktsituationen zurückzuführen sind.

Ich habe in meinem Vortrag also das gegnerische Miteinander gar nicht als typisch weibliches Verhalten gekennzeichnet, sondern ich habe gezeigt, dass diese Art des Spielverhaltens bei Frauen eine typische Art des Zweikampfverhaltens auf dem Platz ist.

Nina Degele: Das ist es aber nicht.

Claudia Kugelman: Dem muss ich zustimmen, Frau Degele, es ist kein typisch weibliches Verhalten. Das hat Frau Sobiech so auch nicht gesagt. Sonst hätte ich schon während des Vortrags widersprochen. Sie sprach lediglich davon, dass sie dieses Verhalten in Spielsituationen der Frauen des SC Freiburgs mehrheitlich festgestellt hat.

Bettina Bremser: Aber die Gegnerinnen haben mitgemacht, das heißt, es ist nicht nur ein Verhalten der Frauen des SC Freiburgs.

Claudia Kugelmann: Ja gut, aber wir wissen bei diesen Fällen auch wieder nicht, welche Interaktionen zwischen den Spielerinnen stattfinden bzw. wie die SC-Frauen auf die Gegnerinnen zugehen und diese vielleicht dazu veranlassen, ihnen auch wieder in derselben Art zu begegnen.

Gabriele Sobiech: Das Zweikampfverhalten muss man selbstverständlich in der Dynamik „SC Freiburg gegen FC Bayern“ sehen. Hinzu kommt, dass die Freiburgerinnen einen bildungsnahen Hintergrund aufweisen. Es wäre also denkbar, dass es auch eine Frage des Milieus ist. Das heißt, man müsste hier tatsächlich weitere Belege sammeln und zusätzliche Spiele untersuchen. Vielleicht zeigt sich bei Spielerinnen, die aus anderen Milieus stammen, ein anderes Spielverhalten auf dem Platz.

Eva Boesenberg: Weiß zufällig jemand, ob die Frauen, die in der ersten Bundesliga spielen, nicht generell aus dem mittleren bis höheren Bildungsmilieu stammen?

Mehrere Wortbeiträge: Das könnte ich mir schon vorstellen ...; Also da war keine unter Realschulabschluss ...

Eva Boesenberg: Ich denke schon, dass die Spielklasse etwas über das Verhalten aussagt.

Julia Littmann: Und warum?

Eva Boesenberg: Für mich ist Taktik wirklich eine Sache der Bildung.

Claudia Kugelmann: Ebenso wie Frustrationstoleranz, Durchhaltevermögen, Disziplin und all diese ‚bürgerlichen‘ Tugenden. Alles was man benötigt, um in einem sportlichen Training erfolgreich zu sein, lernt man besonders in den Mittelschichtzusammenhängen.

Eva Boesenberg: Ich wollte zu diesem Thema eine Fußnote machen. Ein Analytiker namens Michael Mandelbaum schreibt über amerikanischen Sport und sagt, Basketball sei, ebenso wie Fußball, ein Sport des postindustriellen Zeitalters. Laut Mandelbaum braucht man im aktuellen Berufsleben tatsächlich ähnliche Fähigkeiten wie in diesen Sportarten: relativ flache Hierarchien, gute Kooperation und so weiter. Diese Aussage würde also stützen, dass die benannten Fähigkeiten, welche im Sport sichtbar werden, eine bestimmte Form von kulturellem Kapital sind, die man in der Mittelschicht lernt.

Claudia Kugelmann: Ich wollte noch zwei Geschichten oder Gedanken beisteuern, die mir zu diesem Thema durch den Kopf gegangen sind. Die Gedanken sind nicht systematisch. Wenn es um die Frage geht „Ist das jetzt typisch weiblich oder männlich?“, sind wir uns einig, dass man das nicht direkt sagen kann. Ich habe ein Beispiel bei dem es um „Fußballarten“ bzw. Intentionen des Spiels geht: Ein Beispiel ist das von meinen SegelschülerInnen, als sie mit panamesischen Indianerjungen ein Fußballspiel veranstaltet haben. Soweit ich es aus den Bildern sehe, ist das Spiel ein absolutes Gegeneinander-Miteinander. Einfach, weil es ein Freundschaftsspiel war. Wenn man nun den Ausgangspunkt im Männerprofifußball sieht, bei dem die ZuschauerInnen schon erwarteten, dass die Mannschaften aufeinander einhacken, dann gehört das eben zum Geschäft. Dies pflanzt sich dann als Vorbild für männliche Kinder fort.

Für diese These möchte ich noch ein, allerdings nicht verallgemeinerbares, Beispiel einbringen: Ich habe mich mit einer Sportlehrerin aus Bayern unterhalten. In Bayern gibt es ab der fünften Klasse keinen koedukativen Sportunterricht mehr. Die Lehrerin ist elf Jahre nach einer Familienpause wieder eingestiegen und hat nun eine gemischte fünfte Klasse im Sport. Sie ist nervlich am Ende, da sie überhaupt nicht weiß wie sie die Jungen bändigen soll. Sie hat aus ihrer Hilflosigkeit heraus keinerlei Geräte in der Turnhalle aufgestellt und die Klasse nur mit einem Fangspiel beschäftigt. Dabei ist einer von den Jungen gegen die Wand gerannt und ohnmächtig geworden. Wie kann so etwas geschehen? Woher kommt das? Ich würde nicht behaupten, dass es typisch männlich ist. Irgendwo gibt es also Mechanismen ...

Jetzt noch die letzte Geschichte, sie handelt von Ballett. Fußballspielen ist Rhythmus! Ein gutes Fußballspielen ist wie Tanzen und wenn man die süd-amerikanischen Mannschaften ansieht, sieht man wie sie tanzen. Ich bin davon überzeugt, dass diese Spieler mit der Musik und dem Rhythmus ihres Körpers in das Spiel hineingehen, dass sie den Takt spüren und ganz anders damit umgehen als wir Deutschen. Was tun wir Deutschen, wenn wir einen Tanzkurs machen? Wir lassen uns Tanzschritte und Technik beibringen. Aber Tanzen lernen kann man nur, wenn man es auch spürt. Fußball spielen lernt man auch vor allem durch spüren und nicht, indem man Techniken beschreibt.

Eva Boesenberg: Ich muss sagen, dass ich solche Vergleiche – wie: der Brasilianer und der Deutsche an sich – immer sehr problematisch finde. Da sind wir im Grunde genommen bei Nina Degeles bzw. Kerstin Botschs Projekt „Ethnizität und Fußball“ etc. Bei solchen Vergleichen dient der Fußball nämlich zur Begründung von nationalen kulturellen Identitäten. „Der tanzende Brasilianer“ gegen „den Bier trinkenden Deutschen“ und den „etwas steifen englischen“ Fußball. Oder die beliebten Aussagen, wenn nach dem 1:0 nicht mehr viel getan wird, außer im hinteren Feld abzusichern, dann ist das deutscher Fußball. Ich finde diese Aussagen sehr problematisch.

Claudia Kugelman: Das ist aber so.

Mehrere Wortbeiträge: Das stimmt überhaupt nicht ...; In Zeiten der Globalisierung ...; Wenn Du Dir ein Sportspiel aus der Sicht der Kreativitätsforschung ansieht, dann ist es einfach ein Fakt, dass Studien belegen, dass ...

Bettina Bremser: Ich unterstütze diese Unterscheidung der verschiedenen Nationalitäten von Frau Kugelman ein bisschen. Wenn ich Fußballspiele verfolge, gibt es meiner Wahrnehmung nach einen Unterschied, ob eine brasilianische, argentinische, englische oder russische Mannschaft spielt. Es gibt bestimmte Bewegungen und Spielzüge, die einfach typisch für die Spielweise in dem speziellen Land sind.

Gabriele Sobiech: Es geht ja hier in der Diskussion um unterschiedliche, voneinander abgegrenzte, kulturelle Habitusformen. Dies ist tatsächlich in Zeiten der Globalisierung problematisch. Man braucht sich nur die Bundesligen bis hin zur Nationalmannschaft anzusehen. Wer trainiert in welcher Mannschaft? Da stellt sich doch die Frage, ob man beispielsweise noch sagen kann, dass Disziplin, Kampfgeist etc. einzig deutsche Tugenden sind. Denn was ist dann mit der nicht gerade geringen Anzahl von Spielern mit Migrationshintergrund? Man

kann bei dieser Betrachtung den Mythos der speziellen Spielart der Nationen nicht mehr wirklich aufrecht halten. Kulturelle Habitusformen zirkulieren und sind nicht mehr eindeutig zuzuordnen.

Bettina Bremser: Noch mal ein praktisches Beispiel aus der Fußballeuropameisterschaft: Gus Hiddink trainierte Russland und die Reporter sagten, dass es so einen „niederländischen Fußball“, in seiner Urform, selbst bei den Niederländern nicht mehr gäbe. Während der EM hätte die russische Mannschaft diese Spielweise perfektioniert. Aber das heißt doch, dass man mit dem niederländischen Fußball eine ganz bestimmte Art des Fußballspiels verbindet.

Eva Boesenberg: Also jetzt muss ich ein bisschen historisch ausholen. Benedikt Andersen, ein Historiker, hat in einem Buch *Imagined Communities* drüber gesprochen, wie Nationen konstituiert werden. Nationen sind politische Gebilde, die eine relativ kurze Geschichte haben und Nationen werden über genau solche Prozesse wie Sport mitproduziert. Man kann das zum Beispiel richtig praktisch an einem Einbürgerungsfragebogen der hessischen Landesregierung sehen, der eine Frage zum „Wunder von Bern“ enthält. Das sind alles rhetorische Prozesse, die durch Ideen von Nationalität überhaupt mitkonstituiert werden. Und ich glaube, es ist ein ganz großes Problem der Sportforschung, dass Sport unglaublich stark mit biologistischen Rhetoriken arbeitet, also mit Ethnizität, die dann auf biologische Diskurse heruntergebrochen wird: „Haben die kenianischen Läufer nicht wirklich längere Sehnen?“ Es wird unglaublich viel reproduziert und das ist hochproblematisch. Das ist ebenso problematisch für Geschlechterdiskurse. Und deswegen hat der Sport solch eine Sprengkraft. Es ist einer der wenigen gesellschaftlichen Bereiche, bei denen man die biologistischen Argumentationen noch hervorholen kann, die sonst überall diskreditiert sind.

Kerstin Botsch: Ich wollte noch kurz eine Anmerkung zu den Nationalismen machen. Es ist nicht unbedingt notwendig die Grenzziehung an Nationen vorzunehmen. Die Grenzen sind eigentlich variabel. Man könnte beispielsweise beschreiben, wie die Spieltaktiken im Norden und Süden oder im Westen und Osten von Deutschland sind. Also ich meine, dass Grenzziehungen relativ variabel sind und für bestimmte Zwecke benutzt werden.

Eva Boesenberg: Aber Sport ist enorm wichtig bei der Identitätsproduktion. Die Identität geht über Freiburg bis hin zur Nation. Der Sport ist einer der wenigen Punkte, über die regionale Identitäten produziert werden. Wer identifiziert sich mit Deutschland über irgendwas anderes als über die Nationalmannschaft? Da hat der Sport wirklich eine ganz eklatante Funktion.

Gabriele Sobiech: Mit der Bezeichnung *der* Sport habe ich meine Probleme. Sport ist sehr ausdifferenziert, ebenso wie die Sportwissenschaft. Es gibt dabei etliche Disziplinen wie die Sportsoziologie, -psychologie, -pädagogik etc. Es sind vor allem die naturwissenschaftlichen Disziplinen, in denen genau *diese* Diskurse geführt werden, die sozialwissenschaftliche Disziplinen wiederum kritisieren. Beispielsweise die biologistische Sichtweise, die die kenianischen Läufer betrifft – z. B. das schnelle Laufen liege ihnen im Blut –, wird in der sportsoziologischen Diskussion als positiver Rassismus entlarvt. Man lässt hier außer Acht, dass Sport gerade in Schwellenländern auch eine Möglichkeit bietet

sozial aufzusteigen. Das kann man unter anderem auch an den brasilianischen Fußballspielerinnen verfolgen, die im Sport, genau wie die Männer, eine Chance haben soziales Prestige und finanzielle Mittel zu erwerben.

Eva Boesenberg: Wobei Sport und Sportwissenschaft zwei verschiedene Dinge sind. Mir ging es um die gesamtulturelle Bedeutung von Sport, welche, vor allem über die Medien, vermittelt wird. In der Sportwissenschaft muss man das stark differenzieren. Da hoffe ich auch sehr, dass es wenige Studien gibt, die diese Biologismen alle recyceln, obwohl es immer noch Forschungen in diese Richtung gibt. Aber mit Sport habe ich nicht gemeint, dass die Sportwissenschaft diese Mechanismen immer transportiert – hoffentlich.

Nina Degele: Ich wäre an dieser Stelle auch für eine begriffliche Differenzierung. Ich denke, der Vergleich von Geschlecht mit Ethnizität zeigt recht deutlich, dass wir schnell an Grenzen kommen, wenn wir bestimmte Zuschreibungen machen. Das ist weiblicher, das ist männlicher, das ist brasilianischer und das ist deutscher Fußball. Das ist relational, wenn wir uns allein die Granulations-ebene ansehen, bei der wir sagen, wir vergleichen den Fußball von Freiburg mit dem des Hamburger SV oder mit dem Bayern Münchens. Also je nachdem, womit wir etwas vergleichen, setzen wir bereits Unterschiede, die nicht völlig willkürlich sind. Ob wir nun etwas auf der Nationalebene oder der regionalen Ebene annehmen, macht auch schon einen Unterschied ...

Zum Stichwort Globalisierung: Spielt der FC Bayern bayrisch? Spielt er brasilianisch? Spielt er italienisch? Oder französisch? Ich denke, er spielt je nachdem welche Spieler da sind und welche Trainer man sich ansieht. Es macht keinen Sinn mehr mit solchen Begriffen zu arbeiten. Da müsste man ganz klar definieren können. Was heißt brasilianisch, was heißt bayrisch oder was heißt deutsch. Und wenn wir das versuchen, kommen wir erst recht in Teufels Küche. Vielleicht kommen wir bei genauem Hinsehen an den Punkt, an dem wir sagen, dass es zum Beispiel einen bestimmten Typus von gegnerischem Miteinander gibt. Dadurch lösen wir das Verhalten von den Kategorien Geschlecht und Ethnizität und bestimmen das Spielverhalten einfach so. Von dort aus kann man dann die unterschiedlichen Konstellationen beobachten, an welcher Stelle sich etwas wie ausprägt und wie es angeeignet wird. So würden wir, von den ganzen Klischees weg, zu einer viel genaueren Beschreibung kommen.

Gabriele Sobiech: Ich glaube nicht, dass wir dem Reproduzieren der Klischees grundsätzlich entgehen können. All diese Differenzierungen, die wir anstreben, wie „das sieht weiblich oder brasilianisch aus“, entstehen ja nicht ad hoc. Diese Differenzierungen haben eine lange Geschichte, während der diese Zuschreibungen immer wieder produziert und reproduziert und zugleich naturalisiert werden. Alle Unterschiede, auch die zwischen Freiburg und HSV, haben eine Geschichte. Wir können versuchen bestimmte Konnotationen zurückzunehmen oder bestimmte Diskurse zu modifizieren, aber wir fangen mit den Bezeichnungen nie bei Null an. Es gibt eine Diskursgeschichte, in der solche Nationalismen wiederholt werden, so dass sich jeder irgendwas unter brasilianischem Fußball vorstellen kann. Wenn man das nicht schon 1000 Mal gehört hätte, wüsste man gar nicht, wie diese Art des Fußballspiels aussehen könnte. Also ist der Versuch, die Kategorien zu modifizieren, relativ aussichtslos. Wir

können nie zu einer Situation gelangen, in der wir ein Phänomen vollkommen vorurteilslos und objektiv betrachten. Um bei dem Beispiel ‚gegnerisches Miteinander‘ zu bleiben: Dieses Spielverhalten ist bereits in bestimmte Diskurse eingeschrieben und daran können wir nur vielleicht etwas ändern. Die Hoffnung, wir nehmen völlig wertfreie BeobachterInnenpositionen ein – das ist für mich etwa dasselbe wie objektiv – von der wir bestimmte Phänomene vorurteilsfrei wahrnehmen und analysieren können, ist utopisch.

Karolin Heckemeyer: Was mir wichtig ist, ist über die Aspekte von Nation, Ethnizität etc. zu sprechen. In einer Podiumsdiskussion müssen wir uns immer wieder bewusst machen, dass wir uns in bestimmten Diskursen befinden. Jetzt geht es mir darum, uns dessen bewusst zu werden und uns sozusagen auf „den Stuhl zu stellen“, um zu erkennen, dass wir einen Diskurs beobachten. Zum Beispiel steht in dem Text von Marion Müller, dass Frauen einen anderen Fußball spielen bzw. sie würden Frauenfußball spielen. Sie beschreibt in diesem ganzen Artikel die kulturell hergestellte Differenz, damit ein Frauenfußball und ein Fußball existieren. Diese Analyse, in der ich erforsche wie Frauenfußball kulturell in der Kommunikation über Frauenfußball konstruiert wird, ist für mich allerdings etwas anderes als die Beobachtung von Zweikämpfen und der anschließende Vergleich mit Männerfußball. Bei Letzterem sehe ich natürlich eine Differenz und diese Differenz führe ich auf die Kategorie Geschlecht zurück. Bei dieser Art des Vergleiches ist mir noch so ein bisschen abgegangen, wohin ich damit komme. Was mache ich mit dem Ergebnis der Differenz? Habe ich die Differenz nicht durch die Analyse selbst hergestellt? Welches beobachtbare Phänomen hat mich überhaupt zu der Idee geführt, dass ich Zweikämpfe untersuchen will? Wo führt es mich hin, wenn ich weiß, dass es eine Tradition von Behauptungen über Differenzen zwischen der Spielweise von Freiburg und dem HSV gibt? Ich will mit den Fragen noch mal deutlich machen, dass es im Grunde genommen um die Reflexion des Diskurses geht, in dessen Rahmen wir uns bewegen.

Silke Haude: Ich komme aus der Sportpraxis und kann speziell etwas zu interkulturellen, internationalen Vergleichen mit Brasilien sagen. In Brasilien spielen die Kinder unangeleitet auf der Straße Fußball. Keiner steht daneben und bringt ihnen Taktiken bei. Dabei entsteht ein ganz besonderer Fußball – das ist was Sie, Frau Kugelmann, vermutlich mit Musik meinten. Natürlich möchte ich mich auch davon distanzieren an bestimmten, nationalen und engstirnigen Argumenten festzuhalten. Aber sobald man einen Vergleich zwischen den Ethnizitäten anstrebt, ist es so, dass es spielerische Unterschiede gibt. Man kann ebenso beim Volleyball bestimmte Nationalitäten erkennen. Russische Trainer lassen in eine bestimmte Richtung spielen, Chinesen spielen eine andere. Ich habe jahrelang die Sitzvolleyballnationalmannschaft trainiert und da ist das Phänomen genau dasselbe. Man kann erkennen, dass bestimmte Nationalitäten bestimmte Taktiken spielen.

Julia Littmann: Aber spielen sie die, weil sie Nationalitäten sind oder weil sie die Handschrift von einem bestimmten Trainer tragen?

Silke Haude: Es kommt daher, dass sich in bestimmten Kulturen Taktik- und Technikvermittlung in der Ausbildung über die Jahre festgeschrieben

haben. Selbstverständlich entstehen Unterschiede nicht durch biologische Differenzen.

Bettina Bremser: Noch mal zu dem Beispiel Freiburger SC. Die Mitglieder der Mannschaft wurden in allen Fußballzeitungen jahrelang als „Breisgau Brasilianer“ tituliert. Wenn ich „Breisgau Brasilianer“ sage, haben wir alle ein konkretes Bild vor Augen und von zehn gedachten Begriffen sind sicherlich acht identisch. Ich mache das dabei nicht an einer Nationalität fest. Zwar benutze ich den Begriff Brasilien, aber ich könnte die Spielweise auch anders beschreiben. Die Wissenschaft macht das, sie würde die Attribute, die diesen Fußball brasilianisch machen, herausgreifen und beschreiben. Aber im Alltag weiß jeder, noch bevor ich die zehn oder 20 Begriffe gesagt und erklärt habe, genau, was ich damit meine, wenn ich „Breisgau Brasilianer“ sage. Es ist eine Erleichterung im Alltag.

Nina Degele: Und das ist das Problem!

Publikumsbeitrag: Ich bringe nicht die Lösung des Problems, aber ich denke, der Begriff hat einen Hintergrund. Und zwar spielen die Brasilianer, im Gegensatz zu dem defensiven Stil der Deutschen, einen viel offensiveren Fußball. Wir spielen nicht mit drei Spitzen, sondern wir sind generell viel passiver bzw. wir stehen hinten enger. Das ist eine Frage der Taktik. Ein brasilianisches Spiel zeichnet sich durch viele Spielzüge, Ballzauber und individuelles Spiel aus. Ein deutsches Spiel ist ein Spiel, bei dem die Spieler defensiv das Tor absichern. Aufgrund dieser Verhaltensweisen wird jede Mannschaft, die versucht ihr 1:0 zu halten, generell mit der deutschen Spielweise in Verbindung gebracht. Jede Mannschaft, die versucht zu zaubern und zu tricksen, wird mit Brasilien assoziiert, da die Brasilianer schon immer so gespielt haben und bis heute spielen. Jede Art der Taktik, die beispielsweise der brasilianischen ähnelt, wird als solche verstanden, ohne dass irgendeine Nation diskriminiert wird.

Nina Degele: Nein, damit wird sie ja gerade diskriminiert und das ist das Problem.

Claudia Kugelman: Ich finde, sie wird nur dann diskriminiert, wenn man es ohne Kontext und ohne historischen Hintergrund sieht. Sieht man sich den historischen Entwicklungsprozess an, dann kann man von dort aus bestimmte Dinge erklären. Brasilianer spielen eher offensiv, aber nicht alle und nicht immer.

Ich möchte ein Beispiel aus dem Tanzen einbringen, nur um zu zeigen wie ich denke. Ich werde es nicht in das Fußballspiel übersetzen. Gibt es in einem anderen Land außer in Deutschland Funkenmariechen? Nein! Was machen diese Tänzerinnen? Der Tanz besteht aus militärischer Musik mit militärischem Marschtakt, bei dem Frauen einen männlichen Habitus übernehmen und ihn in einen typisch weiblichen Kontext übertragen. Das ist deutsch historisch und inzwischen nicht mehr ausschließlich rheinisch, sondern auch in Franken verbreitet. Die Österreicher haben Ende des 19. Jahrhunderts/Anfang des 20. Jahrhunderts den Wiener Walzer erfunden. Was ist der Wiener Walzer historisch gesehen? Die Auflösung der bürgerlichen Disziplinierung und Ordnung hin zum „Schwindel“. Wiener Walzer bedeutet sich zu drehen, bis einem schwindlig wird bzw. man versucht den Schwindel herbeizuführen. Im Gegensatz dazu steht die

Ordnung. Was war in den 1950er Jahren die Bedeutung des Rock'n'Roll? Getanzte Opposition und Ausdruck des Lebensgefühls. Der Rock'n'Roll kommt zwar aus den USA, wurde allerdings auch hier aufgenommen und so weiter. Wenn ich die Menschen in Kuba beobachte, was sie zum Beispiel bei der Salsa für ein Körpergefühl zeigen, und dann eine deutsche Frauentanzgruppe betrachte ... Sicher ist dies nur ein Einzelfall, aber ich finde es symptomatisch. Zwischen einem Salsa im „Buena Vista Social Club“ in Havanna oder einem Salsa in Deutschland liegen Welten. Deutsche führen die Schritte exakt aus, tanzen dabei aber nicht Salsa, sondern imitieren die technische Seite des Tanzes, wie es bei uns in allen Tanzschulen gang und gäbe ist. Das liegt an der historischen Entwicklung des Tanzenlernens. Wir lernen den Foxtrott in der Technik und die Polkatechnik, aber wir lernen nicht die Bedeutung, die Wahrnehmung und das Bewegungsgefühl zu tanzen, welche in den Tänzen stecken.

Ich habe angekündigt diese Beispiele nicht in das Fußballspiel zu übersetzen, aber ich finde der Unterschied liegt auf der Hand. Unterschiede sind zum Teil erklärbar, ohne dass man deshalb in negative Vorurteile verfallen muss, indem man sagt, etwas ist typisch deutsch. Es ist nämlich historisch aus dem, wie sich Tanzen in den letzten hundert Jahren in Deutschland entwickelt hat, entstanden.

Stephanie Bethmann: Ich wollte nicht zu der Anmerkung von Ihnen, Frau Kugelman, sondern etwas zu der Äußerung vorher beitragen. Ich wollte gerne erneut „auf den Stuhl klettern“ und den Diskurs reflektieren, den wir hier führen oder in den dieses ganze Gespräch eingebunden ist. Mir fiel auf, dass man an Hand des Prozesses der Beschreibung von der einer Nation zugeschriebenen Art des Fußballspiels (also der Beschreibung einer nationalen Identität im Spiel), wunderbar zeigen kann, dass dies die eigentliche Herstellung dessen ist, was anscheinend beschrieben wird. Weil ich mit Fußball eigentlich gar nichts zu tun habe, fiel mir im Laufe des Redebeitrages folgende Phrase auf: „Wir spielen nun mal so und so ...“. Ich saß hier und dachte, wo bin *ich* in diesem „wir“? Die Kategorisierung in dem Ausdruck „wir, die Deutschen“ soll etwas vereinfachen und hat einen praktischen Nutzen in der Kommunikation im Alltag. Trotzdem ist es interessant zu sehen, dass genau in diesem Moment der Gegenstand der eigentlich beschrieben werden soll, hergestellt wird, indem zum Beispiel ein „wir“ oder ein „sie“ hergestellt wird. Mir ist dieses Prinzip in diesem Augenblick so intensiv aufgefallen, da ich mich mit *diesem* „wir“ nicht identifizieren kann. Und in dieser Sekunde konnte ich automatisch die Außenperspektive auf den Diskurs einnehmen und sehen, dass hier gerade ein „wir“ produziert wird. Ich glaube, es ist wirklich eine enorm wichtige Funktion des Sports, der nationalen Identifikation zu dienen und ein „wir“ bzw. ein „uns“ und im Gegensatz dazu ein „die anderen“ herzustellen. Doch irgendwie beißt sich an dieser Stelle die Katze in den Schwanz, wenn beschrieben wird, was „wir“ machen, aber gleichzeitig das „wir“ durch die Beschreibung hergestellt wird. Es ist quasi ein endloser Kreislauf. Aus dem Diskurs heraus erscheint dies vollkommen plausibel. Vor allem, da die Unterschiede so offensichtlich erscheinen und auch in irgendeiner Form vorhanden sind.

Ich würde mich also der Meinung anschließen, dass es unsere Aufgabe ist, auf diesen Stuhl zu klettern und zu ergründen, wo genau die Differenz hergestellt wird, die eigentlich beschrieben werden soll. Ganz gleich ob wir Geschlecht, Ethnizität oder irgendeine andere Differenz- und Ungleichheitskategorie analysieren. Das wurde für mich noch mal ganz deutlich.

Elke Gramespacher: Vielleicht kann man sich das Verhalten der FußballerInnen und FußballtrainerInnen auch mal als Spielregeln des Spielens ansehen. Die einen haben diese Spielregeln, die anderen jene. Wenn wir das tun, würde mich interessieren, was eine Änderung der Regeln ausmacht oder was geschieht, wenn ich von einer Mannschaft zur anderen wechsele. Sind die Unterschiede dann sehr groß bzw. wie wird das Spiel der/des Einzelnen noch von den alten Spielregeln beeinflusst? Es dauert schließlich eine gewisse Zeit bis sich etwas verändert. Da kommt bei den Wechseln zwischen den Mannschaften ein Verfremdungspunkt hinein. Bei solch einer Analyse könnte man sehen, ob es echte Unterschiede gibt oder ob diese ein Resultat der verschiedenen Spielregeln der Ursprungsmannschaft sind.

Meike Penkwitt: Mein Kommentar geht in eine ähnliche Richtung. Ich fand den Aspekt, dass Spielverhalten eine Frage der Taktik ist, äußerst wichtig. Mein Eindruck war, dass es durch die Bezeichnung „Technik“ ein bisschen von der Betonung der Nationalitäten wegführt. Das Problem der Genauigkeit der Bezeichnung ist schließlich eher, dass man es als brasilianisch bezeichnet. Es wäre wohl einfacher, wenn man sagen würde eine Spielart ist die „Dreispiitzen-technik“ und die andere Technik ist die ...

Nina Degele: Das ist genau meine Rede.

Mehrere Wortbeiträge: Ja und ich sag es genauso, wenn ich sage, ich spiel mit einer Viererabwehrkette. Ich komme aus der Praxis ...; Ich denke, es ist nicht so absolut, dass es nur Taktik ist ...; Es ist nicht nur Taktik. Es ist die Spielweise ...; Aber es ist gefährlich wenn sich diese ‚Nationalismen‘ ständig wiederholen ...

Julia Littmann: Jetzt haben wir auf jeden Fall versucht, ein bisschen Klarheit in den Fußball, die Nationalität und Ethnizität zu bringen. Für meinen Geschmack ist unser eigentlicher Hauptfokus Geschlecht ein bisschen auf der Strecke geblieben. Es hat uns ein bisschen aus der Kurve getragen. Ich würde vorschlagen, dass wir diese Kurve wieder bekommen, um die Grundfrage den Frauenfußball betreffend „Revolutionäres Potential oder Restauration?“ noch schnell zu beantworten. Die Homophobie haben wir leider komplett geschluckt ...

Gabriele Sobiech: Ich habe noch eine Anmerkung. Im Prinzip ist es das gleiche, ob wir Ethnisierungsprozesse oder Prozesse, die Geschlechterkonstruktionen betreffen, betrachten. Deshalb ist es ja auch sinnvoll sich innerhalb eines Geschlechtes zu bewegen und nicht vorschnell beide Genusgruppen zu vergleichen. Denn dadurch erst ist die Gefahr zu reproduzieren und damit Geschlecht zu reifizieren sehr viel größer. Wenn ich mich dagegen in einer Geschlechtergruppe bewege und dort erforsche, wie in den Figurationen auf dem Feld kompetente Mitgliedschaft hergestellt wird, dann können Beschreibungen geschlechtsneutral abgefasst werden. Erst dadurch erhalte ich die Chance, dieses spezielle

Verhalten in ganz unterschiedlichen Gruppen zu prüfen und zu beobachten, ob und auf welche Weise es genau zustande kommt. Diese Herangehensweise scheint mir ein Weg aus reproduzierenden Stereotypisierungen zu sein.

Nina Degele: Ich will auch noch mal unterstreichen, dass es natürlich einen Weg aus der Reifizierung gibt. Nämlich indem wir auf das blicken, was wir tun und das wiederum in Beziehung zu anderen setzen.

Deswegen hat unsere gesamte Debatte um Ethnizität und Nation nicht von Geschlecht weggeführt, sondern herausgestellt, dass es im Grunde die Herausforderung bei unserer Arbeit ist, Begriffe und Verhalten differenziert zu betrachten. Wir versuchen bereits, oder zumindest eine hoffnungsvoll große Gruppe, genauer zu differenzieren und die feinen Unterschiede in ein Feld hineinzutragen, welches unglaublich anfällig für Naturalisierungen ist. Ab dem Moment, in dem wir sagen, es greift zu kurz, zu behaupten, Männer sind aggressiv und Frauen sind emotional – und dass dieses Verhalten auch noch in den Gehirnstrukturen verankert sein soll –, sind wir schon fast über die Stereotypisierung hinweg. Damit haben wir die eigentliche Herausforderung, den Akt des Differenzierens, schon fast vollzogen. Deshalb ist es wichtig sich in diesem Bezug sowohl auf Geschlecht als auch auf Ethnizität die Mühe zu machen mit entsprechenden Begriffen zu arbeiten. Ja, es ist durchaus praktisch etwas mit „brasilianisch“, „weiblich“ oder „jugendlich“ zu bezeichnen, aber dann muss man sich sehr klar darüber sein, was inhaltlich *eigentlich* dahinter steckt. Das ist zwar vor allem Begriffsarbeit, aber ich denke, es wäre ein Schritt um von dieser Stereotypisierung wegzukommen und das ist mehr als notwendig.

Julia Littmann: Das war ein umfassendes Schlussplädoyer! Die Zusammenführung dieser Gesprächsrunde ist an dieser Stelle so komplett, dass ich den Eindruck habe, wir können das so stehen lassen. Ein Bein auf dem Stuhl, das andere frei schwebend als Spielbein. Ich danke allen Beteiligten herzlich für die Teilnahme und Ihnen allen für den langen Atem. Den werden wir für den Kampf der Frauen im Fußball und gegen die Homophobie auch brauchen. In diesem Sinne verabschiede ich mich von Ihnen allen.

Anmerkungen

- 1 Die Transkription der Audiodatei wurde von Fritz Wolfram und Susanne Grimm vorgenommen, die schriftsprachliche Überarbeitung von Claudia Rohde.
- 2 Im Mai 2009 haben sich die Männer des SC-Freiburgs wieder in die Erste Fußball-Bundesliga gespielt.

